

Cogitamus.

Bruno Latour

edition unseld

SV

edition unseld 38

»Cogito ergo sum« – »Ich denke, also bin ich«: Mit diesem Satz begründete Descartes das rationalistische Denken der Neuzeit. Wenn Bruno Latour nun den Singular durch den Plural ersetzt, betont er damit, daß es immer Kollektive sind, die denken, und diese Kollektive, so Latour, umfassen auch leblose Dinge und Technologie. Diese These untermauerte der Begründer der politischen Ökologie in seinen bahnbrechenden interdisziplinären Fallstudien über das Labor Pasteurs und das gescheiterte Pariser Nahverkehrsprojekt Aramis. In *Cogitamus* erläutert Latour in fiktiven Briefen an eine deutsche Studentin, die seine Vorlesungen aus mysteriösen Gründen immer verpaßt, auf anschauliche Weise seine komplexe Theorie.

Bruno Latour, geboren 1947, gilt als einer der bedeutendsten Soziologen der Gegenwart. Er lehrt an der Sciences Po in Paris. 2009 wurde er mit dem Siegfried Unseld Preis ausgezeichnet. Im Suhrkamp Verlag erschienen zuletzt *Die Ökonomie als Wissenschaft der leidenschaftlichen Interessen* (zusammen mit Vincent Lépinay), *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft* (stw 1967) und *Das Parlament der Dinge* (stw 1954).

Cogitamus

Bruno Latour

Aus dem Französischen von Bettina Engels
und Nikolaus Gramm

Suhrkamp

Die *edition unseld* wird unterstützt durch eine Partnerschaft mit dem Nachrichtenportal *Spiegel Online*. www.spiegel.de

Die französische Originalausgabe erschien unter dem Titel *Cogitamus. Six lettres sur les humanités scientifique* bei La Découverte (Paris 2010).

edition unseld 38

Erste Auflage 2016

Deutsche Erstaussage

© Suhrkamp Verlag Berlin 2016

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere

das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Photographie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlaggestaltung: Nina Vöge und Alexander Stubić

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-26038-8

Cogitamus

Für D. H.

Inhalt

Erster Brief	II
Zweiter Brief	37
Dritter Brief	67
Vierter Brief	97
Fünfter Brief	135
Sechster Brief	167
Dank	199
Anmerkungen	201

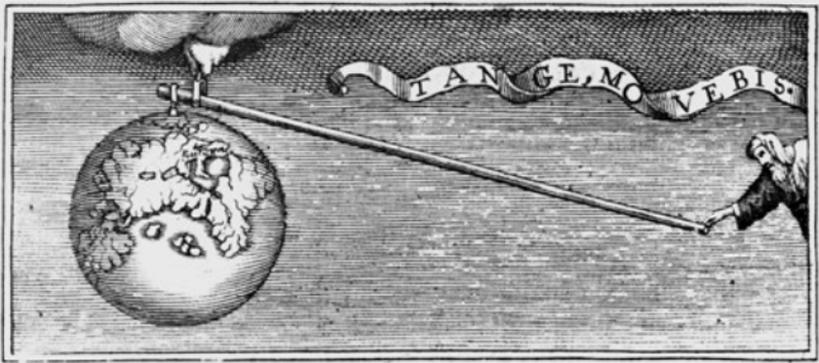


Abb. 0: Anonymus, Kupferstich, abgebildet in: Pierre de Varignon, *Projet d'une nouvelle mécanique* (1687) (Photo: Bibliothèque nationale Paris/archives Photeb).

Erster Brief

Chère Mademoiselle,

bitte entschuldigen Sie, daß ich nicht rascher auf Ihre Fragen – ich würde sogar sagen: auf Ihre Bestürzung – antworten konnte. Genau wie Sie bin ich von diesem ganzen Durcheinander rund um die Kopenhagener Klimakonferenz erschüttert. Man hat den Eindruck, die Klimaproblematik habe oberste Priorität, das gesamte Leben auf der Erde hinge davon ab; doch spürt man zugleich untergründig, daß das, was hier auf dem Spiel steht, viel zu umfassend, noch in viel zu weiter Ferne, viel zu ungewiß ist, als daß es gelingen könnte, nachhaltige Beschlüsse zu fassen. Auch ich weiß nicht, wie man sich entscheiden soll zwischen den Schreckensvorhersagen bestimmter Umweltschützer, die die Welt gerade vor unseren Augen untergehen sehen, und den beschwichtigenden Worten derer, die uns raten, ruhig zu bleiben und einfach auf den wissenschaftlichen und technischen Fortschritt zu vertrauen. Hat man nur die Wahl zwischen der Apokalypse und einer strahlenden Zukunft? Wir sollten lieber ein paar Schritte zurücktreten, um herauszufinden, woher diese widersprüchlichen Empfindungen kommen. Aus diesem Grund war ich so frei, Sie auf mein Seminar hinzuweisen, für das Sie ja, wie ich weiß, bislang nicht eingeschrieben sind. Wenn Sie möchten, gebe ich Ihnen aber gerne eine kurze Zusammenfassung seines bisherigen Verlaufs – Sie werden dann keine Schwierigkeiten haben, Anschluß zu finden.

Sie müssen wissen, daß das Seminar ausschließlich auf einer aufmerksamen Lektüre des Zeitgeschehens basiert: Ich gebe den Studenten lediglich einige historische, philosophische und so-

ziologische Begriffe an die Hand, die es ihnen erleichtern, aus der Masse aktueller Ereignisse diejenigen auszuwählen, die uns in dem Kurs interessieren – ein bißchen so, als würde ich mich darauf beschränken, einen fortlaufenden Dokumentarfilm mit einem Off-Kommentar zu versehen. Danach bleibt es den Studenten selbst überlassen, mit diesen Begriffen zurechtzukommen, um ihre eigene Dokumentation zusammenzustellen, ihre eigene Meinung zu bilden und ihre eigenen Kommentare zu verfassen. Ich beurteile (anschließend) nicht ihr Wissen, sondern nur ihre Fähigkeit, die wenigen Werkzeuge zu nutzen, die ich ihnen für den Fortgang ihrer persönlichen Untersuchung angetragen habe.

Ich weiß nicht, ob Ihnen meine Vorgehensweise gefallen wird. Sollten Sie sich aber für das Thema interessieren, dann würde ich Ihnen raten, es wie die anderen Studenten zu machen und ein *Bordtagebuch* anzulegen, in das Sie nach Belieben, allerdings so regelmäßig wie möglich, etwas eintragen können. Die Idee ist, hier Dokumente, Ereignisse, Beispiele festzuhalten, die Ihnen ins Auge fallen, um sie später, im weiteren Verlauf des Seminars, mit Kommentaren zu versehen. Was ich Ihnen schreibe, wird nichts anderes als eine kleine Anleitung für das Führen des Bordtagebuchs sein. Ich selbst führe ebenfalls ein solches Tagebuch, und wir können uns problemlos über die Dinge austauschen, die uns aufgefallen sind. Sollen wir es so machen? Ich werde versuchen, Ihre Fundstücke so gut es geht zu kommentieren, ihre Einwände aufzugreifen und die (wie ich Sie warnen möchte: etwas improvisierten) Begriffe zu klären, die ich in diesem Seminar einführe. Falls nötig, können wir uns einer Website oder eines dieser neuen Mittel der digitalen Kommunikation bedienen, die die Pädagogik ja angeblich so tiefgreifend verändern sollen. Wir werden sehen, ob sie die persönliche Betreuung und den direkten

Kontakt zwischen Lehrendem und Studierenden tatsächlich ersetzen können.

Oh, ich merke gerade, daß ich Ihnen noch nicht gesagt habe, worum es im Seminar eigentlich geht. Es bringt mich nämlich etwas in Verlegenheit, dies kurz und bündig zu erklären. Würde die Unterweisung in Ökonomie, Altgriechisch, Statistik oder Agrarwissenschaft stattfinden, so wäre diese Aufgabe leichter. Es gäbe Hunderte, Tausende von Leuten, die diese Fächer unterrichten könnten oder darin unterrichtet werden wollten; Gewohnheiten hätten sich etabliert; Handbücher, Übungen, Bibliographien stünden zur Verfügung. Leider unterrichte ich ein Fach, das es nicht wirklich gibt und das mehr oder weniger nur ich in dieser Form definiere – nun gut, sagen wir, ich und ein paar Dutzend Kollegen, die ich praktisch alle persönlich zu kennen die Ehre habe!¹ Einerseits ist dieses Feld so weit, daß es an früheste Formen der Existenz rührt, andererseits ist es so begrenzt, daß es auf kaum mehr als zehn Begriffen fußt. Dies verwirrt viele Studenten, die sein überdimensionaler Maßstab ebenso verschreckt wie sein reduzierter. Es wäre ihnen lieber, wenn ich es ein bißchen präziser definieren könnte.

Wenn ich nun sage, in meinem Seminar geht es um »Wissenschaft und Technik«, habe ich die große Befürchtung, Sie abzuschrecken und nie mehr wiederzusehen. Nichts demotiviert Studenten so sehr wie die Auskunft, sie müßten »Wissenschaft und Technik studieren«. Man muß allerdings zugeben, daß ihnen ein oftmals mangelhafter Unterricht noch in allzu schlechter Erinnerung ist – mindestens gilt dies für Frankreich; ich weiß nicht, wie es sich bei Ihnen in Deutschland verhält, vielleicht haben Sie mehr Glück? Das Traurigste aber ist, daß viele meiner Studenten den »naturwissenschaftlichen Zweig« des Gymnasi-

ums besucht haben. Selbst wenn sie, wie man zu sagen pflegt, »gut in Mathe« sind, haben sie oftmals nichts anderes im Sinn, als den Wissenschaften so schnell wie möglich den Rücken zu kehren – und was die Technik angeht, so erscheint ihnen diese sogar noch unattraktiver. »Alles«, so sagen sie, »nur das nicht«.

Nun unterrichte ich offensichtlich weder eine Wissenschaft noch eine Technik (dazu wäre ich auch kaum in der Lage), sondern Wissenschaft und Technik in ihren Beziehungen zu Geschichte, Kultur, Literatur, Ökonomie, Politik. Was ich als »Wissenschaft und Technik« bezeichne, hat folglich fast nichts mit dem zu tun, wovor Studenten Angst haben und was die Medien der Öffentlichkeit präsentieren. Und natürlich auch nichts mit dem, was Wissenschaftler selbst gerne überhöhen, um das Volk tunlichst wieder für den »wissenschaftlichen Geist« oder »das rationale Weltbild« zu begeistern. Genau darin besteht eben die Schwierigkeit meines Seminars: daß man sich bis zum Ende gedulden muß, um herauszufinden, worum es eigentlich geht! Und damit ist die Gefahr verbunden, daß der gute Wille unterwegs auf der Strecke bleibt ... Folgen Sie mir noch oder habe ich Sie schon verloren?

Gut. Wenn Sie einverstanden sind, könnten wir genau mit diesem ersten Problem beginnen: Wissenschaft und Technik werden geliebt oder gehaßt, weil sie, wie es scheint, viel zu *autonom* sind. Den meisten Leuten kommt es unnötig vor, sich für sie zu interessieren; schließlich hätten sie keinen Bezug zum sogenannten Alltag, zur Kultur, zu den Werten, den Humanwissenschaften, den politischen Leidenschaften, kurz gesagt, zu allem, was die Leute wirklich interessiert. Durch ihre Autonomie sind sie so etwas wie Fremdkörper geworden. Ein literarisch Gebildeter, ein Jurist, ein Geisteswissenschaftler oder selbst ein Soziologe muß nichts mit ihnen zu schaffen haben – außer sie zu bewun-

dern, aber nur aus der Ferne ... Für andere wiederum ist es genau dieser Umstand, der Wissenschaft und Technik all ihren Wert verleiht: »Glücklicherweise«, sagen sie, »stehen die Wissenschaften außerhalb aller politischen Zwecke und Kämpfe, außerhalb der Ideologie, der Religion. Den Grund ihrer Autorität tragen sie alleine in sich selbst. Dies ist ihre größte Tugend. Weil sie autonom sind, sind sie wahr (die Wissenschaften) oder effizient (die Technik).«

Die Sache ist damit scheinbar beschlossen: Wissenschaft und Technik sind autonom. »Zum Glück«, werden die einen sagen, »leider«, die anderen. Und folglich werden die »littéraires«, wie man in Frankreich sagt, von den »matheux« separiert, also die Geisteswissenschaftler von den Naturwissenschaftlern. So sind wir es gewohnt. Das ist unser Standard. Ziel meines Seminars ist nun, diese Idee der autonomen Wissenschaft und Technik wieder in Frage zu stellen. Sie zweifeln daran? Sicher, zumal dann, wenn Sie genau wie ich damit angefangen haben, Ihr Bordtagebuch zu führen. (Vorsicht! Vergessen Sie nicht, die Quelle Ihrer Dokumente immer sorgsam zu notieren.) Machen Sie sich zu Beginn keine großen Gedanken, schneiden Sie einfach das aus, was Ihnen einen Bezug zu dem von mir so vage definierten Thema zu haben scheint, beschränken Sie sich darauf, jene Stellen zu unterstreichen, bei denen Sie das Gefühl haben, eine wie auch immer geartete Verbindung zwischen Wissenschaft, Technik und den anderen Lebensformen zu finden. Versuchen Sie nicht sofort, sich einen geistreichen Kommentar auszudenken.

Hier ein paar Beispiele, die ich in den letzten Tagen aufgelesen habe, nur um Ihnen die ersten Schritte zu erleichtern. Ich habe die folgenden Artikel ausgeschnitten und darunter ein paar Ideen skizziert.

→ Im *Figaro* vom 31. Juli 2009 lese ich: **»Die Schweinegrippe (H1N1) wird zu einem politischen Problem«**. (Hervorhebungen hier und im folgenden vom Autor)

Hier haben wir es mit einer Frage der Medizin, der Virologie, mit einer wirklich technischen Frage zu tun, wiedergegeben von einem Journalisten, der offenbar nicht weiß, daß die Wissenschaften autonom sind und nicht politisiert werden dürfen. Der Äußerungstyp ist es, der uns aufhorchen lassen sollte: Die Beziehungen zwischen Wissenschaften und Politik sind offenbar etwas komplizierter als in der offiziellen Version.

→ In *Le Monde* vom 28. August 2009 finde ich eine Anzeige des WWF, in welcher Präsident Sarkozy mit den Worten zitiert wird, Frankreich **»befürwortet die Aufnahme des Roten Thunfisches in den Anhang des Washingtoner Artenschutzabkommens, um den Handel mit dieser Art zu verbieten«**.

Es scheint, daß Sushi-Esser nicht wenig Anlaß zur Sorge haben, wenn unser Hyper-Präsident anfängt, sich in die Fangtechniken ihres Lieblingsfisches einzumischen. Schwimmen die Fische etwa in den trüben Gewässern der Politik? Das ist die Art von Dokument, die uns sehr interessieren wird, weil sie zeigt, daß nicht einmal die »Natur« autonom ist und die Dinge auch hier wieder etwas komplizierter liegen, als man denken möchte. Zögern Sie also nicht, Werbung auszuschneiden, Photos zu machen, Gespräche aufzuzeichnen. Für unseren Zweck sind alle Daten nützlich.

→ In *Le Monde* vom 5. September 2009 habe ich diesen hochinteressanten Artikel mit dem ziemlich provokanten Titel **»Die Krise stellt das Wissen und den Status der Ökonomen in Frage«** ausgeschnitten.

Der Journalist wirft den Ökonomen darin vor, die Finanzkrise nicht nur nicht vorhergesehen zu haben, sondern sie durch ihr übermäßiges Vertrauen in eine »**bestenfalls spektakulär unnütze, schlimmstenfalls geradezu schädliche**« Makroökonomie verschärft zu haben. Dies ist ein Zitat von Paul Krugman, dem Nobelpreisträger für Wirtschaft, der zugleich regelmäßig für die *New York Times* schreibt, was an sich schon interessant ist ...

Ich habe dieses Beispiel gewählt, um Sie dazu anzuhalten, sich nicht auf naturwissenschaftliche Themen zu beschränken: Die Ökonomie ist zwar eine Sozialwissenschaft, doch eine allgegenwärtige, die sich in alle Aspekte unseres Lebens einmischt, gerade so wie die Chemie oder die Medizin. Jede Kontroverse über ihre Ziele und Funktionen, über ihre Zuverlässigkeit und ihren prognostischen Wert interessiert uns deshalb unmittelbar.

Sie sehen, das Führen eines Bordtagebuchs ist, wenigstens zu Beginn, nicht allzu schwer. Obwohl es, theoretisch gesehen, klar zu sein scheint, daß man die wissenschaftlichen und die politischen Fragen »als allererstes gut trennen« sollte, läßt sich die Frage in der Praxis offenbar nicht ganz so eindeutig entscheiden, zumindest nicht in der Presse. Ich bin sicher, Sie werden nicht die geringsten Schwierigkeiten haben, zahlreiche Beispiele dieser Art zu finden. Die Dinge werden komplizierter, sobald man versucht, die offensichtlich sehr vielfältigen Verbindungen zu analysieren, die sich in unserem Bordtagebuch in kurzer Zeit multiplizieren. Aus diesem Grund werden wir vom einfachen Ausschneiden der Dokumente schrittweise zu einer gründlicheren Untersuchung und schließlich zum Kommentar übergehen müssen. Wie soll man aus dem gesunden Menschenverstand schlau werden, wenn

er uns einerseits – je nachdem, äußerst zufrieden oder voller Bedauern – sagt, die Wissenschaften seien Fremdkörper, und andererseits unzählige Beispiele für ihr Eingebundensein liefert?

Dies genau ist es, was ich den Studenten in der ersten Seminar-sitzung zu vermitteln versuche: *Man kann sich nicht so leicht aus der Affäre ziehen*; man sieht sich unfreiwillig in einen Widerspruch verstrickt, aus dem es keinen einfachen Ausweg gibt; da ist nichts zu machen; wir müssen *beide Argumente zugleich* akzeptieren, ohne sofort zu rufen: »Das sind Irrwege. Die Wissenschaften müssen von allen Dingen losgelöst bleiben, die unter ihrer Würde sind.« Der erste Gedanke, den die Studenten verinnerlichen sollen, lautet: Lassen Sie uns diesen Widerspruch, diesen doppelten Diskurs zum Thema machen, und versuchen wir dabei, nicht vorschnell Partei zu ergreifen. Überstürzen wir nichts. Gedulden wir uns.

Ich nehme an, Sie sind in Ihrem Studium schon so weit fortgeschritten, daß Sie sich von einem scheinbar unüberwindlichen Widerspruch nicht mehr ins Bockshorn jagen lassen. Gewiß haben Sie sich längst angewöhnt, ihn statt dessen zu thematisieren. Englische Anthropologen bedienen sich eines methodologischen Prinzips, das sie gerne auf die Formel bringen, »to learn how to transform resources into topics«. Übersetzen ließe es sich etwa folgendermaßen: lernen, wie man das, was gewöhnlich der Erklärung dient, zu dem macht, was erklärt werden muß. Ich war immer ein Anhänger dieses Prinzips. Es suggeriert, daß hinter unserem Rücken ein ganzes Set einsatzbereiter Ressourcen zur Verfügung steht, mit dessen Hilfe wir urteilen, allerdings oftmals zu hastig, zu automatisch, reflexartig. Wenn wir mit dem Denken ernst machen wollen, dann müssen wir uns umdrehen, um diese Ressourcen, die sich bis dahin hinter unserem Rücken befanden, in den Blick zu bekommen; wir müssen sie uns vorknöpfen, ihren

Schleier lüften und herausfinden, woraus sie eigentlich bestehen. So ist es um die Autonomie der Wissenschaften bestellt. Dieses Argument erscheint mir zum Verständnis all jener Debatten, wie wir sie gerade in unserem Bordtagebuch gesammelt haben, unerlässlich, da die Autonomieunterstellung, sofern ihr permanent widersprochen wird, offenbar nicht ihren Zweck erfüllt. Dann nehmen wir sie uns eben vor; machen wir diese Ressourcen zum Gegenstand unserer Analyse.

Um den Studenten diesen Punkt wirklich klarzumachen, verweise ich darauf, wie Plutarch in *Große Griechen und Römer* die Rolle des Archimedes bei der Belagerung von Syrakus schildert.² Man mache es sich zu einfach, werden Sie sagen, wenn man so bekannte Begebenheiten auswählt. Doch vergessen Sie nicht, daß Argumente in einem Seminar durchaus der Dramatisierung bedürfen: Nichts ist dafür besser geeignet als eine solche Anekdote, gerade wegen ihrer Bekanntheit. Und wird man nicht früher oder später sowieso wieder zu den Griechen zurückkehren? Für mich ist diese Erzählung besonders deshalb so interessant, weil es meines Erachtens keinen schlagenderen Beweis dafür gibt, daß die doppelbödige Rede von der Autonomie von Wissenschaft und Technik schon damals, vor 1800 Jahren, in vollem Umfang existierte und sich seitdem nicht im geringsten verändert hat.

Sie haben sicherlich noch in Erinnerung, daß sich König Hieron von Syrakus der Kenntnisse des größten Wissenschaftlers der damaligen Zeit, des Archimedes, bedient, um die Verteidigung der Stadt gegen die Belagerung des römischen Generals Marcellus zu organisieren (wir schreiben ungefähr das Jahr 212 vor unserer Zeitrechnung). Was man aber gerne vergißt, ist die Tatsache, daß in Plutarchs Bericht Archimedes die Initiative ergreift und mit dem Fürsten Kontakt aufnimmt.